

ZfKM

Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik

Subjekte musikalischer Bildung im Wandel

WSMP
Sitzungsbericht

20

Norbert Ricken

Was heißt 'das Subjekt' denken?

DOI: [10.18716/ojs/zfkm/2020.2145](https://doi.org/10.18716/ojs/zfkm/2020.2145)

Norbert Ricken

Was heißt ›das Subjekt‹ denken?

Bemerkungen zu einer Selbstbeschreibung (in) der Moderne

Mit der »Frage nach dem Subjekt« (Frank, Raulet & van Reijen 1988) wird einer der zentralen Topoi moderner Selbstbeschreibungen aufgegriffen und zur Diskussion gestellt, der trotz langer Debatten zum Subjekt und dessen Verabschiedung als Frage immer noch virulent zu sein scheint. Daher kann man sich gegenwärtig der Formel des Subjekts nicht einfach bedienen, ohne sich zunächst auch historisch die Vielfalt der Subjektbestimmungen und -bestreitungen zu vergegenwärtigen. Fragt man danach, was mit dem ›Subjekt‹ markiert und bezeichnet wird, stößt man nicht nur auf – verständlicherweise – kontroverse Positionen und wechselseitige Bestreitungen, wie dies insbesondere im ›Streit ums Subjekt‹ in den 1980er und 1990er Jahren deutlich geworden ist (vgl. Überblick bei Zima 2017); vielmehr kommt man – und das ist durchaus ein wenig überraschend – zugleich nicht an dem Befund vorbei, dass der damalige *Streit ums Subjekt* eigentümlich abgeebbt, ja ohne Antwort und Lösung der Frage abgebrochen wurde, so dass sich immer wieder Beiträge finden, in denen bisweilen recht unirritiert an der einen oder der anderen Position einfach festgehalten wird (vgl. dazu auch insgesamt Kible et al. 1998 sowie Meyer-Drawe 2004 und Butler 2008). Beides zusammen aber macht den Gebrauch der Kategorie des ›Subjekts‹ mindestens fragwürdig, wenn nicht paradox.

Man kann sich daher mit der Subjektfrage nicht beschäftigen, ohne sich doch einer anderen Frage stellen zu müssen, die sich im Durchgang durch die Debatten auch aufdrängt – nämlich dem Problem, ob es eigentlich einen theoretischen Fortschritt, d. h. einen Fortschritt auch in theoretischen Fragen und Antworten gibt und geben kann. Gerade weil man diese Frage – und die Subjektdebatte dürfte genau dafür ein wichtiger ›Prüfstein‹ sein – nicht einfach verneinen kann, wenn man nicht das eigene Geschäft der theoretischen Forschung gänzlich diskreditieren will, bedeutet die ›Frage nach dem Subjekt‹ zu stellen, auch danach zu fragen, wohin es führt, wenn man sich dieser Formel in theoretischen Zusammenhängen bedient.

Ich werde mich daher in meinen Bemerkungen, was es heißt, ›das Subjekt‹ zu denken, in einem ersten Gedankenschritt zunächst begriffs- und bedeutungsgeschichtlich mit dem Begriff des Subjekts befassen (Gedanke 1), bevor ich mich dann in einem zweiten Schritt mit den klassisch gewordenen Figuren des Subjekts im aufklärerischen Denken beschäftige (Gedanke 2) und diese sogleich unter dem Stichwort der ›Dekonstruktion des Subjekts‹ mit den verschiedenen Formen der Kritik, der Bestreitung und auch ›Toterklärung‹ des Subjekts kontrastiere (Gedanke 3). Mit der Frage, was aus diesen Debatten für das ›Denken des Subjekts‹ folgt und wohin man damit gekommen ist (Gedanke 4), werde ich eine eigene Antwort zu plausibilisieren suchen. Dass ich dabei diese Perspektive mit den zwei Stichworten der ›relationalen Subjektivität‹ einerseits und der ›Subjektivierung‹ andererseits überschreiben könnte, mag bereits im Vorhinein andeuten, in welche Richtung ich die Überlegungen treiben werde. In

meinem Schlussgedanken werde ich den zurückgelegten Weg kurz rekapitulieren und dann auf die Frage des theoretischen Fortschritts eigens zurückkommen.

Gedanke 1: ›Das Subjekt‹ – eine kleine Begriffs- und Bedeutungsgeschichte

Wie kaum ein anderer Begriff nimmt das ›Subjekt‹ im aufklärerisch-modernen Denken einen zentralen Platz ein und markiert seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine bis heute anhaltend wirksame menschliche Selbstbeschreibung. Auch wenn wichtig ist, dass das ›Subjekt‹ keine universale oder überzeitliche Selbstbeschreibung darstellt, sondern spezifischen kulturellen Kontexten des westlichen Abendlandes entstammt, so ist gleichzeitig zu betonen, dass sich die ›Erfindung‹ des Subjekts im 18. Jahrhundert und dessen Entfaltung im 19. Jahrhundert nicht ohne dessen vielgestaltige und auch religiöse »Vorgeschichte« (Fetz, Hagenbüchle & Schulz 1998) denken lässt. Mit der Formel des ›Subjekts‹ wird dabei die bis dahin übliche substantiale Bestimmung, *was* der Mensch bzw. was denn seine Bestimmung sei und wie er sich dieser Bestimmung gemäß zu verhalten habe, in eine neue Frage nach dem *Wer* der Bestimmung überführt und dadurch darauf abgestellt, zu wem Menschen sich selbst machen und als wer sie sich verstehen. Darin avancieren Freiheit und Selbstbestimmung zu zentralen, aber nicht neuen Selbstkennzeichnungen des Menschlichen, denn während sie bis dahin im Rahmen einer vorgegeben und zu erfüllenden Ordnung gedacht wurden – und insofern einerseits mit Gehorsam und andererseits immer eher mit dem Bruch der Ordnung, der Verfehlung der Bestimmung verbunden waren –, markieren beide Bestimmungsmomente nun selbst den Rahmen der neuen Ordnung, in der der Mensch – so eine Formulierung von Bernhard Waldenfels (Waldenfels 1987, insbesondere 115-134) – nun selbst zum Ordner wird.

Systematisch gesehen kann man diesen Wandel nicht radikal genug ansetzen, auch wenn er sich historisch gesehen dann doch nicht so radikal vollzogen hat – auch weil es sehr wohl bereits deutlich früher Positionen gegeben hat, die die notwendige Selbstbestimmung des Menschen hervorgehoben haben, wie sich dies z. B. in der »Rede über die Würde des Menschen« von Giovanni Pico della Mirandola aus dem Jahr 1486 finden lässt (vgl. Pico della Mirandola 1990).¹

Besonders eindrücklich ist der angedeutete Bedeutungswandel begriffsgeschichtlich beschreibbar (vgl. Guttandin 1980 wie auch ausführlicher Guttandin 1993). Wortgeschichtlich ist der Befund zunächst eindeutig: Während das lateinische ›subiectum‹ – von *subicere*, deutsch: *nach unten legen* beziehungsweise *unter etwas werfen* abstammend – weithin bekannt und lange als Übersetzung des griechischen ὑποκείμενον (deutsch ›Träger‹ beziehungsweise ›das Zugrundeliegende‹) gebräuchlich gewesen ist, taucht ›Subjekt‹ als deutscher Begriff wohl

¹ Pico della Mirandas Bestimmung des Menschen als ›Chamäleon‹ fasst die ganze Ambivalenz seines neuen Denkens erstaunlich gut zusammen: Denn während der Mensch – so deutet Pico den Schöpfungsakt (als Schöpfungspanne) – dazu bestimmt ist, sich selbst zu bestimmen, so ist er doch in eine vorgegebene Ordnung gestellt, in der er sich besser oder schlechter bestimmen und insofern auch verfehlen kann; zugleich wird im ›Chamäleon‹ aber auch mitgesagt, dass die geforderte bzw. erlaubte Selbstbestimmung zumeist eher bloß eine Anpassung an seine jeweilige Umgebung ist.

erst nach 1770 auf und bezeichnet dann – z. B. in der »Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens« von Johann August Eberhardt von 1776 – sowohl Einheit und Selbigkeit des Ich als auch den Grund beziehungsweise das Zugrundeliegende des ›Ich‹ (vgl. Eberhardt 1786, S. 23ff.). Ich zitiere Eberhardt: »Wir fühlen nämlich, daß unsere Seele nicht nur Eine, sondern auch beständig Dieselbige sey. Zu dem erstern gehört, daß sich das Wesen, welches in uns denkt, als das alleinige Subjekt aller seiner Veränderungen, seines Denkens, Empfindens, Handelns, Leidens u.s.w. vorstelle. Dies kann nicht geschehen, wofern es nicht Eine ist, dass den Grund aller dieser unzertrennlichen und in Einem zusammenkommenden Bestimmungen enthält« (ebd., S. 23f.).

Mit dieser erkenntnistheoretischen Verwendungsweise ist aber ein erstaunlicher begriffsgeschichtlicher Befund verbunden: Denn während ὑποκείμενον beziehungsweise ›subiectum‹ bis weit ins 18. Jahrhundert das Zugrundeliegende im Sinne von ›Substanz‹ bezeichnete und den Menschen daher gerade nicht als ›subiectum‹ auslegen konnte, wird nun der Mensch selbst zum ›Subjekt‹. Auch wenn bisweilen immer wieder auf Descartes und dessen Unterscheidung zwischen ›res cogitans‹ und ›res extensa‹ verwiesen wird (vgl. Descartes 1996 [1641]) – ergänzt sei hier, dass bei diesem aber das lateinische ›subiectum‹ noch ganz klassisch verwendet wird und insofern gerade nicht auf den Menschen bezogen ist (vgl. Kible et al. 1998, S. 379; kritisch demgegenüber Grundmann 2005) –, so lässt sich dieser Begriffswandel insbesondere bei Kant nachverfolgen, benutzt dieser doch den Begriff sukzessive in einer veränderten Weise: Während er zunächst (erkenntnis-)theoretisch das Selbst(Bewusstsein) zum »Subject des Denkens« (Kant 1983 [1782/1783], AA XXIX.2, S. 878) erhebt und dann mit dem ›Ich‹ identifiziert (»[I]ch denke als Subject«, ebd.), wird etwas später diese Wendung noch stärker pointiert, indem nun das Subjekt (moralisch-)praktisch mit ›Freiheit‹ und ›Zurechnungsfähigkeit‹ verbunden wird: »Person ist dasjenige Subjekt, dessen Handlungen einer Zurechnung fähig sind« (Kant 1907 [1797/1798], AA VI, S. 223). Zurechenbarkeit ist aber nur dann unterstellbar, wenn Handlungen auch frei und selbstbestimmt, aus eigener Kraft sind bzw. so gedacht werden müssen und können; dementsprechend versteht Kant Freiheit als »Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen« (Kant 1904 [1787], AA III, S. 363).

Seitdem fungiert der Titel ›Subjekt‹ – auch in seiner Fassung als sukzessives ›Subjektwerden‹ – als Inbegriff einer menschlichen Selbstauslegung, in der ›der Mensch‹ sich als das ebenso (Sich-)Bestimmende wie daher auch Verantwortliche und insofern dann auch (Sich-)Zugrundeliegende deutet. Diese Kennzeichnung, dass der Mensch sich selbst zugrunde liege, ist aber auch im 18. Jh. und beginnenden 19. Jh. nicht selbstverständlich, wird doch der Mensch religiös als Jemand gedacht, der sich gerade nicht sich selbst verdankt und auch nicht verdanken darf, weil er Geschöpf Gottes ist – ›creatura‹, wie dies im christlich-mittelalterlichen Denken heißt (vgl. Wiebering 1976). Ein ›Geschöpf‹ zu sein aber heißt, Teil einer Ordnung zu sein, die es einzuhalten und zu erhalten gilt; mit der Subjektformel wird also genau dieser Selbstdeutung widersprochen. Historisch gesehen ist daher zu beachten, dass ›das Subjekt‹ einen Zeit- und Kulturindex hat, eine menschliche Selbstbeschreibung ist – und keine Qualifizierung der eigenen universalen Verfasstheit darstellt: ›Menschen sind Subjekte‹. Mit dieser Selbstdeutung werden vielmehr spezifische und veränderte Erfahrungen im Verhältnis zur

Welt und zu sich selbst aufgegriffen und begrifflich festgehalten. Das aber hat Folgen, denn bleibt man dabei, dass das Subjekt eine spezifisch menschliche Selbstbeschreibung (in) der Moderne darstellt, dann ist damit auch gesagt, dass wir nicht umstandslos von Subjekten in der griechisch-römischen Antike oder im christlichen Mittelalter sprechen können – und das mindestens allein schon deswegen, weil die jeweiligen Begriffe so nicht verwandt wurden.

Wenn man sich dem Problem des Subjekts zunächst begrifflich bzw. begriffsgeschichtlich nähert, dann ist eine zweite Vorbemerkung erforderlich, die sich auf die vielen umliegenden Begriffe bezieht – wie ›Individuum‹ und ›Individualität‹, ›Person‹ sowie auch ›Identität‹. Auch wenn es hier nicht möglich ist, nun auch diese Begriffe bedeutungsgeschichtlich aufzufächern (vgl. dazu ausführlicher die jeweiligen Einträge im Historischen Wörterbuch der Philosophie), wäre es doch wichtig, insgesamt zu markieren, dass die genannten Begriffe gerade nicht Synonyme für das ›Subjekt‹ sind. Sie sind weder bedeutungsgleich und bezeichnen insofern anderes, noch kann einer der genannten Begriffe – nur vermeintlich im Kontrast zum ›Subjekt‹ – für sich beanspruchen, eine bloß feststellende Benennung, eine bloße Bezeichnung zu sein; egal welchen Begriff man aufnimmt, man bekommt immer eine (Selbst-)Deutung in die Hand, und auch ›Individuum‹ – ich nehme stellvertretend diesen Begriff heraus – ist eine historisch bedingte Selbstausslegung (vgl. Riedel 1989, van Dülmen 1997). Auch die Selbstkennzeichnung als ›Mensch‹ ist bereits eine Selbstausslegung – und das nicht nur, weil darin der ›Mann‹ so dominant durchklingt, sondern auch, weil eine ganze Reihe an Entgegensetzungen mittransportiert wird.²

Gedanke 2: Figuren des Subjekts

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun die Grundfigur des ›Subjekts‹ etwas genauer rekonstruieren; dabei dient mir hier insbesondere Kant als ›Kronzeuge‹. In der Sache verweist der Begriff des ›Subjekts‹ zunächst auf die – seit Kant als ›kopernikanische Wende‹ eingewöhnte – Einsicht, dass alle Bezüge des Menschen auf anderes, seien es Dinge oder andere Lebewesen, »wesentlich dadurch bestimmt sind, dass sie von einem ›Selbstbezug‹ begleitet sind« (Menke 2010, S. 734). Damit ist im Kern das Problem der Nichthintergebarkeit von menschlicher Wahrnehmung gemeint, das sich bis in die Figur der Selbsttätigkeit erstreckt und fortsetzt. Von dieser Grundbedeutung der Selbstbezüglichkeit allen Wahrnehmens, Denkens und Handelns ausgehend wird das ›Subjekt‹ dann sukzessive mit weiteren Bedeutungen – wie zum Beispiel ›Freiheit‹, ›Selbsttätigkeit‹ und ›Selbstbestimmung‹ – aufgeladen und schließlich ebenso mit ›Autonomie‹ wie auch ›Selbigkeit‹ beziehungsweise ›Identität‹ in einen engen Zusammenhang gebracht; dabei meint aber ›Autonomie‹ gerade nicht bloße Unabhängigkeit, wie dies häufig ausgegeben wird, sondern jene mit Freiheit verbundene Selbstverpflichtung zur Selbstgesetzgebung, d. h. »nicht anders zu wählen als so, daß die Maximen seiner Wahl in

² Sachlich gesehen führt diese Einsicht in eine unauflösbare Differenzkonstruktion – und auch angemessener Weise: Denn wir kennen – und können kennen – nur den jeweilig gedeuteten, gestalteten ›Mensch‹, ohne diesen auf einen wie auch immer gedachten ›Urzustand‹ zurückführen zu können. Vgl. auch Ricken (2004).

demselben Wollen zugleich als allgemeines Gesetz mit begriffen seien« (Kant 1903 [1785], AA IV, S. 440).

Es ist dieses Moment der ›Autonomie‹, das wie die Spitze eines Eisberges aus dem Subjektdenken herausragt und bisweilen sogar als Zentralbestimmung des Subjekt Denkens gilt, ja mit ihm geradezu in eins gesetzt und identifiziert wird.

Angesichts der vielen unterschiedlichen und darüberhinaus auch kontroversen Verwendungsweisen ist es sinnvoll, einen Moment bei diesem Topos der ›Autonomie‹ zu verweilen, ist doch mit ihm neben der Frage, ob wir von uns selbst angesichts der vielen Bedingtheiten überhaupt angemessen sagen könnten, wir seien unabhängig und selbst bestimmend (vgl. dazu jüngst die differenzierten Überlegungen bei Rössler 2017), auch die Frage verbunden, wie denn in diesem Subjekt Denken überhaupt Freiheit und Ordnung zusammengedacht werden können. Christoph Menke hat sich erst jüngst neuerlich mit den verschiedenen Fassungen des Autonomiedenken beschäftigt und auf drei Varianten hingewiesen (vgl. Menke 2018a), die er mit den Überlegungen Rousseaus, Kants und Hegels identifiziert. Verkürzt gesagt denkt Rousseau Selbstgesetzgebung als Selbstunterwerfung unter das Gesetz, die deswegen keine Unfreiheit bedeutet, weil das Gesetz, unter das man sich unterwirft und auch nur unterwerfen kann, faktisch selbst gemacht sein muss – Rousseaus Überlegungen zur ›volonté generale‹ klingen hier nicht zufällig durch. Bei Kant ist der Gedanke schon deutlich gemilderter, weil hier Gesetze dann legitim sind, wenn ich sie selbst gemacht haben könnte bzw. ich sie mir zu eigen machen kann, so dass auch die faktisch bereits bestehenden und von anderen gemachten Gesetze die eigene Freiheit dann nicht diskreditieren, wenn sie vernünftig sind und durch mich eingesehen bzw. von mir sich zu eigen gemacht werden könnten – auch hier klingt die überragende Bedeutung der ›Vernunft‹ durch, ohne die die Passung von Freiheit und Ordnung nicht denkbar ist (vgl. ebd., S. 25). Ist bereits bei Kant aber Selbstgesetzgebung auch als ein Moment von – wenn auch vernünftiger – Selbstverwirklichung gedacht, so wird dieses Moment schließlich dann bei Hegel verstärkt, wird doch Autonomie hier als ein sozialer – und insofern dialektischer – Prozess des Sich-zu-eigen-Machens gedeutet und historisch situiert (vgl. ebd., S. 30ff.). Autonomie ist aber – so Christoph Menke – dann nicht anders als als »Befreiung« (ebd., S. 48) zu denken; in dieser Fassung von Autonomie aber stößt man auf das (durchaus ja auch für die verschiedenen Subjektfiguren geltende) Problem, wie denn ein solches Subjekt überhaupt entstehen und in einem anspruchsvollen Sinn auch ›werden‹ kann; sehr verkürzt formuliert könnte man diese Frage als ein Dilemma beschreiben – nämlich als eine Art Ausweglosigkeit in dreierlei Hinsicht: Erstens kann Freiheit – und darum geht es – nicht von bzw. aus Natur heraus sein, weil sie sonst keine Freiheit wäre; die Fähigkeit, etwas von sich her anzufangen und anfangen zu können, kann nicht bloße Folge eines anderen Grundes sein; Freiheit kann aber auch zweitens nicht bloß geschenkt werden, weil man dadurch ebenfalls nicht frei werden kann; und schließlich ist drittens der Weg der Revolte – also Freiheit durch Widerstand, Kampf oder schlichtes Nein-Sagen – auch nicht überzeugend, weil darin bereits vorausgesetzt ist, was allererst doch entstehen soll (vgl. dazu auch Menke 2018b).

Aus pädagogisch-erziehungswissenschaftlicher Perspektive könnte nun hinzugefügt werden: Die im Subjekt Denken strukturell verankerte Opposition von Selbst- und

Fremdbestimmung ist auch und gerade pädagogisch außerordentlich problematisch, weil sie immer wieder dazu ge- oder sogar auch verführt hat, dass pädagogische Handeln selbst als ein paradoxes, bisweilen sogar unmögliches Handeln zu verstehen.³

Ich kehre zurück und nehme nochmals Kant in den Blick, um die Bestimmungsmomente des Subjekt Denkens in ihrer Breite einzusammeln. Denn es war gerade Kant, der in seiner als »Muthmaßungen« bezeichneten Reformulierung der biblischen Schöpfungsgeschichte (vgl. Kant 1912 [1786], AA VIII, S. 107–123) den systematischen Zusammenhang der verschiedenen Bedeutungsmomente bereits 1786 sehr pointiert skizziert hat und so die Strukturlogik des ›Subjekt‹ Denkens formuliert. In seinen Überlegungen beschreibt er den Prozess der Menschwerdung – in enger Anlehnung an die Schöpfungsgeschichte, aber mit einer deutlich anderen Pointe – als einen mehrschrittigen menschlichen Entwicklungs- und Aufklärungsprozess, der mit der Erfahrung der Differenz und Kontingenz des Gegebenen (als Ausgang aus der Natur und dem »Gängelwagen des Instinkts«; ebd., S. 111f.) beginnt, sich dann in der damit verbundenen Entdeckung des »Vermögen[s], sich selbst eine Lebensweise [Lebensreise] auszuwählen« (ebd., S. 112) fortsetzt und dadurch zum »Kunststück« der »Weigerung« (ebd., S. 113) führt, um sich schließlich in der – »wie wohl nur dunklen« – Einsicht zu vollenden, »er sei eigentlich der Zweck der Natur, und nichts, was auf Erden lebt, könne hierin einen Mitbewerber gegen ihn abgeben« (ebd., S. 114).

›Subjekt‹ meint daher in (erkenntnis-)theoretischer Hinsicht (das alles Denken begleitende) ›Selbstbewusstsein‹, in (ethisch-)praktischer Hinsicht (vernünftige) ›Selbstbestimmung‹, ›Zurechnungsfähigkeit‹ und ›Verantwortung‹ sowie schließlich in anthropologischer Hinsicht ›Zweck an sich selbst‹ beziehungsweise ›Würde‹. Diese drei Bestimmungsmomente – Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung und Selbstzweck – sind fortan die tragenden Säulen des Subjekt Denkens; sie gehören nicht nur zusammen, sondern folgen auch aus einander – das ist die Stärke des Kantischen Subjekt Denkens. Dabei umspielen sie alle drei in verschiedenen Hinsichten den Grundgedanken des ›Sich-zugrunde-Liegens‹ und forcieren so die Zentralstellung des Menschen; zugleich lässt sich auf ihnen erst der Gedanke der Autonomie auch aufbauen und fortan als deren Klammer verstehen.

Aber auch schon bei Kant wird der – mit der Zentralstellung verbundene – unstillbare Machtcharakter dieses Subjektseins deutlich, ist doch der »Anspruch, selbst Zweck zu sein, von jedem anderen auch als ein solcher geschätzt und von keinem bloß als Mittel zu anderen Zwecken gebraucht zu werden« (ebd., S. 114), unmittelbar verknüpft mit dem ›Gebrauch‹

³ Diese Paradoxie ist – geradezu typenbildend – wohl erstmalig von Kant formuliert worden, als er in seinen Vorlesungen ›Über Pädagogik‹ die Frage notierte, wie denn »die Freiheit bey dem Zwange« kultiviert werden könne (Kant 1923 [1803], AA IX, S. 453). Folgt man der Strukturlogik dieser Paradoxie – nämlich Selbst- und Fremdbestimmung strikt oppositional zu konfigurieren –, dann kann man auch deren Verwandtschaft mit den beiden (strikt linearen) Zentralmustern pädagogischen Handelns – nämlich ›Machen‹ und ›Wachsenlassen‹ (vgl. Tremel 1991) bzw. Unterrichtstechnologie und ›Antipädagogik‹ – sehen; angesichts dessen, dass darin aber der Kern ›des Pädagogischen‹ doch verfehlt wird, muss man zugleich auch danach fragen, welche alternativen – nämlich triadischen – Muster zur Verfügung stehen, um ›das Pädagogische‹ konzipieren zu können (vgl. auch Ricken 2006).

aller anderen (nicht-menschlichen) Lebewesen »als seinem Willen überlassene Mittel und Werkzeuge zu Erreichung seiner beliebigen Absichten«: »Das erstmal, daß er zum Schafe sagte: der Pelz, den du trägst, hat dir die Natur nicht für dich, sondern für mich gegeben, ihm ihn abzog und sich selbst anlegte, ward er eines Vorrechts inne, welches er vermöge seiner Natur über alle Thiere hatte, die er nun nicht mehr als seine Mitgenossen an der Schöpfung [...] ansah« (ebd.). Es ist diese – bei Kant noch kaum kritisch verstandene – Ambivalenz des Subjekts selbst, die dann in den deutlich späteren Kritiken des Subjekts sich zunehmend Gehör verschafft.

Gedanke 3: Dekonstruktion des Subjekts

Bereits im 19. Jahrhundert mehren sich daher die kritischen Stimmen, die diese (selbst) beanspruchte Sonderstellung des Menschen bezweifeln und vielfach zu dekonstruieren suchen; Nietzsches Bemerkung, dass der Mensch „seit Copernikus [...] aus dem Centrum ins X“ rollt (Nietzsche 1988 [1885/1886], Bd. XII, S. 127), mag stellvertretend eine der Richtungen dieser „Selbstersetzung, eine[r] Wendung gegen sich“ (ebd., S. 126) andeuten. Umstandslos lassen sich weitere, ebenfalls radikale Infragestellungen anführen; die von Freud formulierten drei kränkenden Dezentrierungen des ›Subjekts‹ durch Kopernikus – die Erde ist nicht Mittelpunkt des Kosmos –, durch Darwin – der Mensch ist das Ergebnis einer langen und tierischen Evolutionsgeschichte – und schließlich durch Freud selbst – das Bewusstsein ist nicht Herr im eigenen Haus (vgl. Freud 1917) – mögen diese neue ›Selbstersetzung‹ illustrieren.

Immer wieder ist den verschiedenen Formen der Subjektkritik – insbesondere im ebenso heftigen wie polemischen Streit um die Postmoderne – vorgeworfen worden, dass sie politisch reaktionär seien, den Geist der Moderne verraten würden beziehungsweise bloß theoretische Distinktionspraktiken einer intellektuellen Schickeria wären (vgl. Zima 2017 wie auch Reckwitz 2008). Auch wenn man – z. B. in den verschiedenen ›turns‹ in den Geistes- und Kulturwissenschaften – bisweilen sich des Eindrucks einer gewissen ›modischen Theoriebildung‹ nicht erwehren kann, so verfehlt man aber doch die Stoßrichtung dieser Einwände, wenn man sie bloß als intellektuell willkürliche oder gar ideologisch motivierte – z. B. ja auch religiöse – Bestreitungen liest. Vielmehr verweisen die Kritikformationen, und eben auch diese ›turns‹ – also der ›historical turn‹, der ›naturalistic turn‹, der ›linguistic turn‹ und schließlich auch der ›cultural turn‹ –, auf systematische Probleme im Subjektdenken, weil sie immer wieder die naturale, kulturelle und soziale (insbesondere sprachliche) Bedingt- und Bestimmtheit der Menschen aufgreifen und sowohl gegen den hohen Anspruch der ›Selbstbestimmung‹ und die darin implizierte ›Unbestimmtheit‹ als auch die darin beanspruchte Reichweite der Geltung – nämlich für alle Zeiten und alle Kulturen eine kaum zu überbietende Selbstbeschreibung zu sein – in Stellung bringen.

Dass es sich bei diesen Kritiklinien aber gerade nicht um bloß theoretische Debatten handelt, wird insbesondere im postkolonialen Diskurs überdeutlich; wie kaum anderswo ist gerade hier mit einer präzisen Deutlichkeit herausgearbeitet worden, dass die beanspruchte Sonder- und Höherstellung des (nord-westlichen) ›Subjekts‹ mit Macht- und Zerstörungspraktiken einhergeht – und das leider nicht auch und zusätzlich, sondern geradezu notwendig. So

haben z. B. Enrique Dussel (2013), aber auch Walter Mignolo (2016) und viele andere mehr den bei Kant schon thematisierten Machtcharakter des Subjekts aufgegriffen und als dessen systematischen Kern rekonstruiert; demzufolge muss z. B. die Höherwertung des Subjekts und die dafür notwendig vorausgesetzte, aber illusionäre Trennung von Subjekt und Objekt zu einer Form der Selbstkonstitution führen, in der die Selbstaufwertung nur über die Aneignung, ja Abwertung der Anderen, aber auch der Welt selbst verläuft. Wenn es – wie es Mignolo formuliert – keine Moderne ohne Kolonialität gibt und geben kann (vgl. Mignolo 2016, S. 97), dann ist auch deren »Grundprinzip des Subjekts« (ebd., S. 110) nicht bloß kontingenter- und bedauerlicherweise ein »koloniales« und »imperiales Subjekt« (ebd., S. 113). Anders formuliert: So wenig, wie sich die Moderne verstehen lässt, wenn man ihre vielfältige Zerstörungsgeschichte ausblendet, so wenig kann man den Subjektgedanken politisch bereinigt denken und als ein in weiten Teilen immer noch ›uneingelöstes Versprechen‹ der Freiheit und der Gerechtigkeit tradieren.

Es war insbesondere Michel Foucault, der mit der These des „Tod[es] des Subjekts“ (Foucault 2001 [1969], S. 1022) den verschiedenen Kritiklinien des aufklärerischen Glaubens an das ›konstitutive‹ und ›souveräne‹ Subjekt einen ebenso weit rezipierten wie auch heftig diskutierten Ausdruck gegeben hat (vgl. Frank, Raulet & van Reijen 1988); der Titel ›Subjekt‹ – so Foucault bereits in den 1960er Jahren – markiere weder eine universelle noch befreiende Selbstkennzeichnung der Menschen, sondern sei eine höchst zeit- und machtgebundene »epistemische [...] Erfindung« (Foucault 1971 [1966], S. 462), die deren strategische Einbindung und Nutzung in Wissensdiskursen und Machtdispositiven erfolgreich verschleierte und insofern als „Unterwerfung“ (frz. assujettissement, vgl. Foucault 1975, S. 38 u. ö.) fungiere. Doch zielt seine zum populären Slogan verkommene Diagnose gerade nicht auf eine restlose ›Verabschiedung des Menschen‹ zugunsten strukturalistischer oder funktionalistischer Denkfiguren, sondern sucht in der Analyse der jeweiligen Subjektivierungsformen und ihrer Rekonstruktion als in jeweilige Wissensformationen und Machtdispositive eingebundene »Selbstverhältnisse« zu »neuen Formen der Subjektivität« (Foucault 1994a [1982], S. 250) zu gelangen. Die Formel ›Tod des Subjekts‹ bezeichnet daher – so Foucault selbst in einem kleinen Interview von 1969 – »la mort [...] du Sujet majuscule« (Foucault 1994b [1969], S. 788), das heißt das »Ende des Subjekts als Ursprung und Grundlage des Wissens, der Freiheit, der Sprache und der Geschichte«, und versucht dadurch den Blick für eine Einsicht zu öffnen, »in der man wissen wird, dass das Subjekt nicht eins ist, sondern zerrissen; nicht souverän, sondern abhängig; nicht absoluter Ursprung, sondern stets wandelbare Funktion« (Foucault 2001 [1969], S. 1002f.).

Auch wenn der insbesondere in den späten 1980er Jahren ausgefochtene ›Streit ums Subjekt‹ kein Ende und insofern auch kein Ergebnis gefunden hat, sondern bloß mehr oder weniger versickert ist, so ist es in vielen später ansetzenden Arbeiten bei dieser bloßen Opposition zweier Lager letztlich nicht geblieben. Nimmt man z. B. die jüngste Publikation zu »Autonomie« von Beate Rössler (Rössler 2017) in die Hand, dann kann man zwar zunächst den Eindruck bekommen, als ob das Pendel wieder langsam in die Gegenrichtung ausschläge und es so eine Art ›roll back‹ zugunsten der Subjekttheorie gäbe; argumentativ wird aber doch m. E. schnell

deutlich, dass hier Differenzierungen und Relativierungen am Werk sind, die ohne die radikale Bestreitung gar nicht denkbar gewesen wären und insgesamt nun einem Verständnis einer relationalen Subjektivität entgegen arbeiten. Ähnliches gilt für die von Klaus Viertbauer und Thomas Hanke herausgegebene Schrift »Subjektivität denken« und ihre ausgesprochen anregenden Beiträge (Viertbauer & Hanke 2017).

Bevor ich mich nun in einem weiteren Gedankenschritt dem Problem relationaler Subjektivität zuwende, ist es hilfreich, eine kurze Zwischenbilanz zu ziehen und den systematischen Ertrag der beiden ersten Stationen des Subjekt Denkens festzuhalten. Wird mit ›Subjektivität‹, so lässt sich der Einsatz subjekttheoretischen Denkens bündeln, zunächst das Moment der unvermeidbaren Selbstbezüglichkeit und Selbsttätigkeit, genauer: das Problem der Nichthintergebarkeit von Subjektivität markiert, dann kann man die Vielzahl der Bestreitungen systematisch als Hinweise auf die Bedingtheit und Konditionalität von Subjektivität lesen. Poinctierter formuliert: Subjektivität lässt sich nicht anders als auf Andere verwiesene und durch Andere konstituierte Subjektivität verstehen, so dass Konditionalität auch immer heißt, dass wir es zwar mit durch Andere konstituierten Subjekten zu tun haben, die aber dennoch deswegen nicht einfach determiniert oder gar fabriziert sind (vgl. ausführlicher Ricken 1999). Damit wird – darauf hat Käte Meyer-Drawe immer wieder hingewiesen (vgl. Meyer-Drawe 1990) – der im lateinischen Ursprung enthaltene Doppelcharakter des Begriffs des Subjekts deutlich – nämlich sowohl das ›Zugrundeliegende‹ als auch das ›Unterworfenen‹ zu markieren. Man hat versucht, dieser Doppelung durch sprachliche Formulierungen beizukommen, die den bisherigen Dualismus unterlaufen bzw. gar auflösen sollten; so findet sich immer wieder das Begriffspaar ›weder / noch‹ (also z. B. in der Form ›weder autonom noch heteronom‹) oder das Paar ›sowohl / als auch‹ (also z. B. in der Form ›sowohl autonom als auch heteronom‹). Beides zeigt aber auch die Schwierigkeit wie ebenso die Unbeholfenheit, Subjektivität diesseits eingewöhnter oppositionaler und oft dualistischer Denkwege zu fassen. Aussichtsreich scheint mir daher, ›Subjektivität‹ mithilfe relationaler Vorstellungen zu rekonstruieren.

Gedanke 4: Formationen relationaler Subjektivität

Mit Relationalität wird zunächst nichts anderes markiert als ein Beziehungsgeflecht, also die Tatsache, eingebunden und verflochten zu sein – und zwar wechselseitig; auf Subjektivität bezogen könnte man daher sagen, dass Menschen ihr Leben zwar immer irgendwie selbst führen, aber doch unter Bedingungen anderer und im Austausch mit ihnen. Belässt man es nicht bei dieser zwar irgendwie richtigen, aber auch nicht sonderlich hilfreichen Kommentierung – denn wie weit reicht Bedingtheit und kann es dann noch so etwas wie Selbsttätigkeit, Selbstführung etc. geben? –, dann lässt sich Relationalität nun genauer als Verhältnis und Verhältnishaftigkeit bestimmen, so dass Subjektivität nicht nur als eingebundene und auf andere verwiesene Subjektivität, sondern selbst als ein Verhältnis, und zwar als ein doppeltes Verhältnis: als ein über Andere vermitteltes (und auf Andere bezogenes) Verhältnis zu sich selbst gedacht werden kann. Bereits früh hat darauf Søren Kierkegaard aufmerksam gemacht, wenn er in seiner Schrift »Die Krankheit zum Tode« (1849) notiert: » Das Selbst ist ein Verhältnis, das sich

zu sich selbst verhält, oder ist das an dem Verhältnisse, daß das Verhältnis sich zu sich selbst verhält« (Kierkegaard 2005 [1849], S. 31).

Eine solche Weichenstellung einer doppelten Verhältnishaftigkeit – einer Art ›Verhältnisverhältnis‹ – hat jedoch Folgen: Zunächst lässt sich daran auch ein verändertes Verständnis von Freiheit knüpfen; ging es in der klassisch aufklärerischen Figur um die Fähigkeit, etwas – gar etwas neues – von sich selbst her zu beginnen, dann ist hier – in gewisser Hinsicht abgemildeter – eher von einer Fähigkeit, aber auch Verpflichtung die Rede, sich zu etwas verhalten zu müssen und zu können. Freiheit wäre dann die Möglichkeit, sich verändert zu etwas – seien es nun Andere oder die Welt – verhalten zu können und dazu selbst ein Verhältnis einzunehmen.

Aber auch theoriearchitektonisch bedeutet diese Bestimmung eine Veränderung der anfangs notierten Bestimmungsmomente des Subjekts, die nun allesamt als Differenzbestimmungen verstanden und entfaltet werden müssen: (1) Auf erkenntnistheoretischer Ebene muss Selbstbewusstsein um Undurchsichtigkeit, Intransparenz und v. a. Selbstintransparenz – oder wie Käte Meyer-Drawe immer formuliert: »Opazität« (vgl. Meyer-Drawe 1984) – ergänzt werden. Dies ergibt sich m. E. bereits strukturell aus der Tatsache, dass ich mich – auch und gerade, weil ich leiblich verfasst bin – gar nicht gänzlich vor mich zu bringen vermag, mich also als Subjekt von mir als Objekt gar nicht hinreichend trennen und meiner – schon gar gänzlich – ansichtig werden kann; diese Selbstfremdheit und die daher notwendig illusionäre Form der Selbstwahrnehmung ist in vielen Spiegelszenarien immer wieder einleuchtend illustriert worden und durchkreuzt strukturell alle Identitätsvorstellungen im Sinne einer vollständigen und vollständig positivierbaren Identität (vgl. insbesondere Lacan 1996 wie insgesamt auch Konersmann 1995). (2) Auf praktischer Ebene muss Selbstbestimmung nicht nur um Unterworfenheit unter bzw. Unterwerfung durch andere erweitert werden, sondern auch als Entzogenheit gedacht werden. Dabei meint Entzogenheit gerade nicht Entfremdung, also den Verlust eines vertrauten, beheimateten Zustands, sondern die prinzipielle Nichterreichbarkeit des Selbst für sich selbst – und das jetzt nicht nur erkenntnistheoretisch, sondern auch praktisch. Der bereits zitierte Kierkegaard hatte dafür den Begriff der ›Verzweiflung‹ reserviert – nämlich im Fall des durch Andere Gesetzseins als Versuch, verzweifelt man selbst sein zu wollen, und im anderen Fall des Sich-selbst-Setzens als ebenso verzweifelter Versuch, sich selbst los zu werden (Kierkegaard 2005 [1849], S. 32). Man muss aber hier dem Unterton Kierkegaards gar nicht folgen, um den Gedanken der Entzogenheit plausibel zu finden – das ›ermüdete Selbst‹ bei Alain Ehrenberg (vgl. Ehrenberg 2004) veranschaulicht ebenfalls dessen prekäre Lage und bringt zudem den Aspekt der Angewiesenheit in den Blick. Selbstbestimmung ist begleitet von Angewiesenheit, einer Bezogenheit und Verwiesenheit auf Andere. (3) Schließlich lässt sich der Gedanke des Zwecks an sich selbst, der Würde nicht mehr einfach als bloß Höherstellung – als Krone der Schöpfung – verstehen; eine frühe Formulierung von Ulrike Meinhof aufgreifend – »Die Würde des Menschen ist antastbar« (Meinhof 1980) – wäre Würde also gerade nicht Unantastbarkeit, sondern Verletzbarkeit (vgl. dazu Burghardt et al. 2017).

Diese erste Bestimmung von relationaler Subjektivität ist m. E. in einer wunderbaren Formel festgehalten worden: »Inter-Subjektivität«, wie Käte Meyer-Drawe bereits früh in ihrer Habilitationsschrift (1984) das genannt hat. »Inter-Subjektivität« – wohlgermerkt nicht »In-ter-subjektivität« – meint eine Verhältnishaftigkeit und Situiertheit von Subjektivität, die die Subjektivität selbst tangiert und diese nicht nur im »Zwischen« situiert, sondern selbst als ein »Zwischen« versteht. Es ist diese Perspektive, die lineare Denkbilder aufzulösen hilft und sich weder zu Grundlegungsversuchen – das Ich setzt sich selbst (und die ganze Welt) – noch zu Ableitungen, dass das Ich gesetzt und bestimmt wird, eignet. Im »Zwischen« und als ein »Zwischen« zu existieren, ist daher ein immer auch prekärer Ort, der sich weder zu der einen noch zu der anderen Seite vereindeutigen lässt. Theoretisch formuliert könnte man zuspitzen, dass es um ein Denken von »Subjektivität« geht, ohne diese zu einem »Subjekt« – zu einer Grundlage oder gar Letztgrundlage – hypostasieren zu können (vgl. dazu eine treffende – wenn auch genau konträr ausgerichtete – Formulierung von Fichtner 1979). Lebenspraktisch ist dieses »Zwischen« jedoch weit irritierender und durchzieht alle Verhältnisse. Mithilfe einer eher metaphorischen Nutzung von Werner Heisenbergs Unschärferelation ließe sich die relationale Irritation so erläutern, dass es nämlich unmöglich ist, in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis von X und Y beide Momente gleichzeitig scharf zu stellen; je mehr ich die Welt fokussiere, desto mehr muss mir selbst verschwimmen, welche konstitutive Rolle ich dabei habe – und umgekehrt.⁴

Nun sind Konzepte »relationaler Subjektivität« nicht neu und lassen sich in ihren Motiven in den unterschiedlichsten Disziplinen vielfach aufspüren (vgl. jüngst Kurbacher 2017, Altmeyer & Thomä 2016); es waren insbesondere auch die Arbeiten von Emmanuel Lévinas, die zu dieser veränderten Perspektive beigetragen haben, wenn dort Subjektivität als »Akkusativ« – und nicht als Nominativ – begriffen und insofern als ebenso angeklagte wie »auf andere antwortende Subjektivität« verstanden wird (vgl. z. B. Lévinas 1992). Wie fruchtbar aber dieses Verständnis sein kann, möchte ich gern verdeutlichen, indem ich den Gedanken relationaler Subjektivität nun in einen dazu doch bzw. noch verschobenen Theoriekontext – nämlich den der »Anerkennung« – stelle und entlang dessen Grundüberlegung danach frage, was es heißt, durch andere konstituiert zu sein und sich daher von anderen her erlernen zu müssen.

Um das Konzept der »Anerkennung« herum ist seit vielen Jahren ein inzwischen ebenso breiter wie interdisziplinärer Diskurs entstanden, der diese Frage der Bezogenheit und Ansprechbarkeit durch andere theoretisch zu denken unternimmt. Dabei hat dessen Grundgedanke, dass nämlich das Selbst in seiner Genese der Zuwendung und Bestätigung anderer bedarf, ja dass die Genese des Selbst nur als Epigenese vom und von Anderen her zu verstehen ist, eine überaus große Verbreitung – auch und gerade in den Erziehungswissenschaften

⁴ Wahrnehmungstheoretisch ließe sich dies plausibilisieren, indem man darauf hinweist, dass alles Wahrnehmen, Fühlen und Erfahren relational, d. h. als Wahrnehmung von »etwas« im Modus der jeweiligen Wahrnehmungsfähigkeit, gedacht werden muss. – auch wenn wir faktisch mal die eine, mal die andere Seite »rausrechnen«; insofern fühlen wir nicht »Holz«, »Glas« oder anderes, sondern immer die Relation zwischen diesem »etwas« und unserer Haut – was erst auffällig wird, wenn die Haut verändert (z. B. rau, trocken) oder gar verletzt ist.

– gefunden (vgl. bereits früh Prengel 1993 wie insgesamt Nothdurft 2007 und Röhr & Ricken 2019). Innerhalb dieses Diskurses nehmen die vielfältigen und beeindruckenden Arbeiten von Axel Honneth (vgl. v. a. Honneth 2003 wie jüngst Honneth 2018) und seine spezifische Fassung des Anerkennungsdenkens eine herausragende Rolle ein, sind sie doch geradezu synonym geworden für das, was unter ›Anerkennung‹ zumeist verstanden wird (vgl. auch Balzer 2014/2014). Weichenstellend ist dabei das, was er als »Originalmodus der Anerkennung« versteht und präzise als »Affirmierung von positiven Eigenschaften menschlicher Subjekte oder Gruppen« (Honneth 2004, S. 55), kurz: als wertschätzende Bestätigung, fasst und in dessen Folge dann als »praktische Bedingung eines positiven Selbstverhältnisses« und der »Möglichkeit der Verwirklichung von individueller Autonomie« (Honneth 2003, S. 196, 213) veranschlagt. Die Grundidee ist faszinierend, dass nämlich das Selbst nicht atomistisch – d. h. erst sind die einzelnen, die dann auf Andere stoßen und sich mit den Anderen verständigen, sich einigen etc. – sondern konsequent intersubjektivitätstheoretisch zu denken ist. Doch stellen sich zahlreiche Theorieprobleme, die letztlich m. E. dazu führen, dass das Konzept in sich verschoben werden muss; die Diskussion berührt dabei v. a. das jeweilige Verständnis von Subjektsein und Subjektivität.

Stellvertretend für eine ausführlichere Diskussion seien hier zwei Weichenstellungen exemplarisch aufgegriffen (vgl. ausführlicher Ricken et al. 2017): Da ist auf der einen Seite das Problem der Positivität. Es war insbesondere Jessica Benjamin, die in ihren anerkennungstheoretischen Arbeiten (vgl. insbes. Benjamin 1990) eindrücklich darauf aufmerksam gemacht hat, dass Anerkennung sowohl theoretisch als auch phänomenal viel zu kurz verstanden wird, wenn sie bloß als ›positive Bestätigung und Wertschätzung‹ in den Blick genommen wird. Damit Anerkennung überhaupt anerkennend sein kann, muss sie notwendigerweise auch Versagung und Entzug umfassen. Selbst wenn es dem Selbst im Anerkennungsgeschehen – so Benjamin – nur darum ginge, bloß anerkannt zu werden, dann wäre diese Anerkennung erst dann anerkennend, wenn sie von jemandem vollzogen wird, der sich auch als unabhängig, als eigen erweist. Das aber führt in das doppelte Paradox, dass nicht nur die eigene Unabhängigkeit (und das begleitende Unabhängigkeitsstreben) mit der erfahrenen Abhängigkeit von den (anerkennenden) Anderen irgendwie vereinbart werden muss, sondern dass auch der Andere selbst als unabhängiger Anderer anerkannt werden muss. Letztlich ist es dann aber nicht möglich, Anerkennung als bloß positiv wertschätzend zu denken, ist sie doch durchzogen von Momenten der Auseinandersetzung, der Versagung und des Entzugs.

Auf der anderen Seite wird mit Anerkennung als ›wertschätzender Bestätigung‹ auch das Problem aufgeworfen, ob Anerkennung bloß nachgängig und affirmativ – man erkennt etwas an, was bereits vorliegt – sein kann, oder nicht doch auch produktiv und insofern auch performativ zu verstehen ist; gerade das, was dann als der ›stiftende Charakter‹ der Anerkennung bezeichnet worden ist (vgl. García Düttmann 1997), wird oft genug als das zentrale Merkmal von Anerkennungsakten ausgegeben. Was üblicherweise zwischen Rezeptions- und Attribuierungsmodell hin und her schwankt (vgl. auch Ikäheimo 2014) und so recht zu keinem Ergebnis führt, findet bei Judith Butler eine – wie ich finde – interessante Lösung (vgl. Butler 2009). Anerkennung – so ihre machttheoretische Lesart – ist eine Auseinandersetzung um sozial

etablierte Normen der Anerkennbarkeit; es geht nicht bloß um den paradoxen Sachverhalt, dass ich Anerkennung für etwas erhalte, was ich bin, und dadurch dieses dann irgendwie auch werde, sondern auch darum, dass Anerkennung in sozialen Kontexten nach Erwartungen, Kategorien und Normen vergeben und verweigert wird, die nicht die eigenen sind, so dass Anerkennung für das Selbst zunächst und vor allem Anerkennbarkeit des Selbst durch und vor Anderen heißt. Weder ist daher Anerkennung ein linearer Herstellungsakt, wie das – wenn auch nicht so ganz eindeutig – z. B. bei Louis Althusser's ›Anrufung‹ bisweilen erscheinen kann (vgl. dazu Bedorf 2010), noch ist ein Selbst bereits vorausgesetzt, das sich dann zu der Anrufung verhält; vielmehr wird das Selbst – so Butler – erst durch die Unterwerfung unter die Anerkennbarkeit hervorgebracht. Wir werden nicht nur von anderen gesehen, gedeutet und bewertet und verdanken diesen Sichten unser Bild von uns selbst, sondern beziehen uns auch auf uns selbst in diesem sozial erzeugten Modus der Anerkennbarkeit – da ist kein vorgängiges Selbst, sondern dieses entsteht erst in dem Akt oder Vollzug selbst (vgl. Ricken 2013).

Es ist dieser Gedanke von Butler, das Selbst gerade nicht substantial, sondern prozessual – d. h. als Vollzug – zu denken, der das Subjektdenken notwendigerweise in ein Subjektivierungsdenken verwandelt.⁵ Dessen Strukturmomente – bei Butler werden hier ›Unterwerfung und Überschreitung‹ genannt (Butler 2003) – lassen sich beschreiben und dann auch im Kontext einer Adressierungsanalyse weiter erläutern (vgl. ausführlicher Ricken et al. 2017). Entscheidend ist aber für die Überlegungen hier, dass Subjektivität gerade nicht mehr als fixe Struktur und Verfasstheit verstanden wird, sondern als sozialer Vollzug, als Arten und Weisen, sich zu sich selbst, anderen und Welt in ein Verhältnis zu setzen und bereits vor jeder Artikulation dieser Verhältnisse schon gesetzt zu sein. Wir finden hier daher nicht nur eine enge Verschränkung von Selbstsein und Mit-Anderen-Sein, die sich nicht anders als relational konzipieren lässt (vgl. ausdrücklich Butler 2005, S. 41 u. ö.), sondern wir finden hier auch gar kein Selbst vor dem Mit-Anderen-Sein; diese Grundspannung lässt sich denkerisch nicht in ein hierarchisches Verhältnis auflösen, das dann lineare Kräfte – also Einwirkung und Produktion auf

⁵ Auch wenn der Grundgedanke der ›Subjektivierung‹ hier nicht ausführlicher erläutert werden kann, so sei doch festgehalten, dass mit ›Subjektivierung‹ danach gefragt wird, wie jemand als ein ›Selbst‹, d. h. als sozialer Jemand, der sich zu sich selbst verhält und insofern nicht nur von anderen bezeichnet und sozial verstanden wird, sondern auch sich selbst bezeichnet und zu verstehen sucht, in sozialen Praktiken hervorgebracht wird und sich darin hervorbringt; dabei wird davon ausgegangen, dass man nicht schon immer ein ›Selbst‹ ist, sondern sich von Anderen her als ein ›Selbst‹ erlernt – und zwar, weil man sowohl von anderen als Jemand gesehen, bezeichnet und identifiziert und im sozialen Raum positioniert wird (z. B. durch Geschlechts- und Kultur- bzw. Ethnienzuschreibungen einerseits sowie Rollen-, Erwartungs- bzw. Normzuweisungen etc. andererseits) als auch im Medium der Anderen (zumeist der Sprache) selbst sich zu sich und den Anderen verhalten muss. Die ›Anderen‹ sind insofern kein bloßes gegenüber zum ›Selbst‹, sondern ihrerseits integraler Bestandteil des vermeintlich ›Eigenen‹; das macht es dann auch nachvollziehbar, dass subjektivierungstheoretische Überlegungen mit Analysen der Gouvernamentalität (im Anschluss an Foucault) eng verknüpft werden. Vgl. dazu auch Lemke 2001 und Reckwitz 2011 sowie ausführlicher die folgenden Sammelbände, die die Vielfalt der Positionen und disziplinären Perspektiven gut veranschaulichen: Alkemeyer et al. 2013; Gelhard et al. 2013; Geimer et al. 2019; Ricken et al. 2019.

der einen Seite oder Wachsenlassen und Entfaltung auf der anderen – wieder denkbar machen würde. Butler betont daher, dass eine relationale Sicht auf das Selbst eigentlich noch zu harmlos ist (vgl. ebd.) – auch, weil es so schwer ist, die Verhältnishaftigkeit selbst als unhintergehbare Differenz zu denken, ohne sie mit den jeweiligen Polen zu identifizieren.⁶

Schlussgedanke

Der hier entwickelte Gedankengang sei abschließend nun bilanziert – und zwar in doppelter Hinsicht, geht es doch in der Frage, was es bedeutet, ›das Subjekt‹ zu denken, und wohin man dabei kommt, auch um die anfangs benannte Frage, ob es theoretischen Fortschritt gibt, geben kann oder sogar geben muss.

Mit Blick auf die Frage, was es heißt, ›das Subjekt‹ zu denken, lassen sich drei Stationen eines Gedankengangs skizzieren; dabei hat mich die Gedankenreise sukzessive zu einem Verständnis relationaler Subjektivität geführt, das sich aus den beiden ersten Stationen – erstens der Erfindung des Subjekts als Betonung des Moments von Selbstbezüglichkeit und damit verbundener Freiheitsmöglichkeit; und zweitens der Bestreitung des Subjekts und der damit verbundenen Berücksichtigung der Bedingtheit und Nichtursprünglichkeit – systematisch ergibt. Drittens aber impliziert der Gedanke einer relationalen Subjektivität seinerseits weitere konzeptionelle Verschiebungen, denen ich zunächst sozialtheoretisch – hier als Rückgriff auf Anerkennungsdiskurse – und dann praxeologisch Rechnung zu tragen versucht habe; anders formuliert: denkt man bedingte Subjektivität konsequent als sozial konstituierte, dann kann man die damit eingegangene Dynamik nicht wieder ausblenden und muss diesen Konstitutionsprozess als einen praktischen Prozess der Subjektivierung denken.

Insofern heißt ›das Subjekt‹ denken nicht nur, auf eine spezifisch moderne – und nicht einfach auf andere historisch-gesellschaftliche Konstellationen übertragbare – Figur menschlicher Selbstbeschreibungen zurückzugreifen, sondern auch eine Dynamik einzugehen, die dazu ›zwingt‹, das Selbst letztlich als eine praktisch konstituierte, unabschließbare und nicht in Identität überführbare Differenz zu denken, die sich jeder Identifikation – Honneth hat hier von ›Verdinglichung‹ gesprochen (Honneth 2005) – entzieht bzw. diese verbietet, und ihrerseits als eine auch zeitliche sich vollziehende Figuration zu verstehen ist, die sich nicht schließt und insofern konstitutionell ebenso unvollständig wie unvollendbar bleibt.

Das legt nahe, die anfangs auch aufgeworfene Frage nach der Möglichkeit theoretischen Fortschritts nicht anders als bejahend zu beantworten. Aber wenn ich damit betone, dass es theoretischen Fortschritt gibt und aus wissenschaftstheoretischen wie auch

⁶ In gewisser Weise hat Christoph Menke diese Problemstellung ähnlich skizziert, wenn er in seiner kleinen Studie zur Anthropologie (Menke 2008) das Konzept der Kraft einführt und mit diesem zu denken versucht, dass jede erkennbare Form menschlicher Selbstgestaltung immer eine soziale Form ist und insofern – mindestens denkerisch – etwas verlangt, was dem ›Subjektsein‹ – dem ›Subjektwerden‹ – vorausliegt; Menke nennt dieses ›Kraft‹, was nicht zufällig an bildungstheoretische Überlegungen bei Humboldt erinnert. Entscheidend dürfte aber sein, dass gerade dieses Moment nicht einfach identifiziert und positiv gedacht werden kann – und insofern in eine streng differenztheoretische Konstruktion einführt.

wissenschaftspolitischen Gründen auch geben muss, möchte ich damit nicht nahelegen, dass der hier vorgelegte Gedanke notwendig und zwingend ist. Sicherlich lassen sich zahlreiche andere Fäden durch die skizzierten Debatten legen, so dass auch andere Schlüsse gefolgert werden könnten; was man aber nicht machen kann – und vielleicht muss ich besser sagen: machen darf –, das ist die Debatten ignorieren und entweder strategisch oder gar bloß willkürlich eine der Positionen herausnehmen und sich zunutze machen. Eine solche Positionierung mag auch eklektizistisch sein – was als Argument aber nur zählen dürfte, wenn man denn überhaupt Eklektizismus vermeiden könnte; mir ist vielmehr wichtig, dass bloße und momenthafte Positionierungen Ergebnis eines falsch verstandenen Pluralismus sind – denn auch wenn es keine zwingenden Wahrheiten gibt und auch nicht mehr geben kann, ist es deswegen nicht umgekehrt plausibel, alle Positionen schlicht nebeneinander stehen zu lassen und dann bloß dogmatisch eine – oder auch: keine – Position einfach einzunehmen.

Die Frage nach dem Fortschritt wissenschaftlicher Diskurse mag sperrig sein für eine Zeit, die auf die Relativität der Konzepte, deren jeweilige Perspektivität und dann häufig auch auf die Inkompatibilität dieser Perspektiven Wert legt. Mir scheint unverzichtbar zu sein, dass man sich den Diskursetappen stellt und in systematische Problemstellungen umarbeitet. Darin ist auch Streit dann unvermeidlich – und geradezu erwünscht.

›Das Subjekt‹ denken heißt daher, sich dieser Denkbewegung auszusetzen – und nicht diese einfach (und sei es definitorisch) abzurechnen oder stillzustellen.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas; Budde, Gunilla; Freist, Dagmar (Hg.) (2013): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld: transcript.
- Altmeyer, Martin; Thomä, Helmut (Hrsg.) (2016): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. 3. Aufl. (Erstauflage 2006). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Balzer, Nicole (2014): Spuren der Anerkennung. Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie. Wiesbaden: Springer VS.
- Bedorf, Thomas (2010): Verkennende Anerkennung. Über Identität und Politik. Berlin: Suhrkamp.
- Benjamin, Jessica (1990): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel: Stroemfeld/Roter Stern.
- Burghardt, Daniel; Dederich, Markus; Zirfas, Jörg; Dziabel, Nadine; Höhne, Thomas; Lohwasser, Diana; Stöhr, Robert (2017): Vulnerabilität. Pädagogische Herausforderungen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Butler, Judith (2003): Noch einmal: Körper und Macht. In: Honneth, Axel; Saar, Martin (Hrsg.): Michel Foucault - Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 52–67.
- Butler, Judith (2005): Gewalt, Trauer, Politik. In: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 36–68.
- Butler, Judith (2008): Subjekt. In: Gosepath, Stefan; Hinsch, Wilfried; Rössler, Beate (Hrsg.): Handbuch der Politischen Philosophie und Sozialphilosophie. Berlin/New York: de Gruyter. S. 1301–1307.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Descartes, René (1996/1641): Meditationes de prima philosophia. Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. In: Philosophische Schriften in einem Band. Mit einer Einleitung von Rainer Sprecht und einem Beitrag "Descartes' Wahrheitsbegriff" von Ernst Cassirer. Hamburg: Meiner.
- Dussel, Enrique (2013): Der Gegendiskurs der Moderne. Kölner Vorlesungen. Wien: Turia + Kant.

- Eberhardt, Johann August (1786): Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Eine Abhandlung, welche den von der Königlich Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1776 ausgesetzten Preis erhalten hat. neue verbesserte Auflage. Berlin: Christian Friedr. Voß und Sohn.
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt/M. /New York: Campus.
- Fetz, Reto Luzius; Hagenbüchle, Roland; Schulz, Peter (Hrsg.) (1998): Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität (2 Bände). Berlin/New York: de Gruyter.
- Fichtner, Bernd (1979): Subjektivität ohne Subjekt. Zur Kritik phänomenologisch-interaktionistischer Ansätze in der Pädagogik. In: Demokratische Erziehung 5, S. 212–222.
- Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften [1966]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1975): Surveiller et punir. Naissance de la prison. Paris: Gallimard.
- Foucault, Michel (1994a): Das Subjekt und die Macht [1982]. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. 2. Aufl. Weinheim: Beltz, S. 243–261.
- Foucault, M. (1994b). La naissance d'un monde. Entretien avec J.-M. Palmier [1969]. In : ders., Dits et écrits 1954-1988. Paris: Gallimard, Band 1, S. 786–789.
- Foucault, Michel (2001): Die Geburt einer Welt. Gespräch mit J.-P. Palmier [1969]. In: ders., Schriften in vier Bänden: Dits et écrits. Frankfurt/M.: Suhrkamp, Band 1, S. 999–1002.
- Frank, Manfred; Raulet, Gérard; van Reijen, Willem (Hrsg.) (1988): Die Frage nach dem Subjekt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1917): Eine Schwierigkeit mit der Psychoanalyse. In: Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften V, 1-7.
- García Düttmann, Alexander (1997): Zwischen den Kulturen. Spannungen im Kampf um Anerkennung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geimer, Alexander; Amling, Steffen; Bosančić, Saša (Hg.) (2019): Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse. Wiesbaden: Springer.
- Gelhard, Andreas; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.) (2013): Techniken der Subjektivierung. Paderborn: Fink.
- Grundmann, Thomas (2005): Descartes' Cogito-Argument. Versuch einer sinnkritischen Rekonstruktion. In: Grundmann, Thomas; Hoffmann, Frank; Misselhorn, Catrin; Waibel, Violetta L.; Zanetti, Véronique (Hrsg.): Anatomie der Subjektivität. Bewusstsein, Selbstbewusstsein und Selbstgefühl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 255–276.
- Guttandin, Friedhelm (1980): Art. Subjekt. In: Asanger, Roland; Wenninger, Gerd (Hrsg.): Handwörterbuch der Psychologie. Weinheim/Basel: Beltz. S. 493–500.
- Guttandin, Friedhelm (1993): Genese und Kritik des Subjektbegriffs. Zur Selbstthematization der Menschen als Subjekte. Egelsbach/Köln/New York.
- Honneth, Axel (2003): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 2., um ein Nachwort erweiterte Auflage (Erstaufgabe 1992). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2004): Anerkennung als Ideologie. In: WestEnd 1, H. 1, S. 51–70.
- Honneth, Axel (2005): Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2018): Anerkennung. Eine europäische Ideengeschichte. Berlin: Suhrkamp.
- Ikäheimo, Heikki (2014): Anerkennung. Berlin: de Gruyter.
- Kant, Imanuel (1903/1785): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Ders., Gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe). Berlin: Reimer/de Gruyter, Band IV, S. 385-463.
- Kant, Imanuel (1904/1787): Kritik der reinen Vernunft. In: Ders., Gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe. Berlin: Reimer/de Gruyter 1904 (2. Auflage 1911), Band III.
- Kant, Imanuel (1907/1797/98): Metaphysik der Sitten. In: Ders., Gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe). Berlin: Reimer/de Gruyter, Band VI, S. 203-493.

- Kant, Imanuel (1912/1786): Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe). Berlin: Reimer/de Gruyter, Band VIII, S. 107-123.
- Kant, I. (1923/1803): Über Pädagogik (Vorlesungen). In: Ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe). Berlin: Reimer/de Gruyter, Band IX, S. 437-499.
- Kant, Imanuel (1983/1782/83): *Metaphysik* (Mongrovius-Nachschrift). In: Ders., *Gesammelte Schriften*, hg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (Akademie-Ausgabe). Berlin: de Gruyter, Band XXIX.2, S. 745-940.
- Kible, Birgit; Stolzenberg, Jürgen; Trappe, Tobias; Dreisholtkamp, Uwe (1998): Art. Subjekt. In: Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried; Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. 373–400.
- Kierkegaard, Søren (2005): *Die Krankheit zum Tode* [1849]. *Furcht und Zittern* [1843]. *Die Wiederholung* [1843]. *Der Begriff der Angst* [1844]. 3. Auflage 2010 (Erstauflage 1976). München: dtv.
- Konersmann, Ralf (1995): Art. Spiegel. In: Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried; Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. 1379–1383.
- Kurbacher, Frauke Annegret (2017): *Zwischen Personen. Eine Philosophie der Haltung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Lacan, Jacques (1996/1949): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: *Schriften 1*. Hg. von Norbert Hass und übers. von Rodolphe Gasché u.a. Weinheim/Berlin: Quadriga. S. 61–70.
- Lemke, Thomas (2001): Gouvernamentalität. In: Marcus S. Kleiner (Hg.): *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*, S. 108–122.
- Lévinas, Emmanuel (1992): *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*. Freiburg/München: Alber.
- Meinhof, Ulrike (1980): *Die Würde des Menschen ist antastbar. Aufsätze und Polemiken*. Berlin.
- Menke, Christoph (2008): *Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Menke, Christoph (2010): Subjektivität. In: Barck, Karlheinz; Fontius, Martin; Schlenstedt, Dieter; Steinwachs, Burkhard; Wolfzettel, Friedrich (Hrsg.): *Ästhetische Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar: Metzler. S. 734–786.
- Menke, Christoph (2018a): Autonomie und Befreiung. In: *Autonomie und Befreiung. Studien zu Hegel*. Berlin: Suhrkamp. S. 19–50.
- Menke, Christoph (2018b): Die Dialektik der Befreiung. Die Erfahrung des Exodus. In: *Hegel-Studien*, Bd. 52, hg. von Michael Quante und Birgit Sandkaulen, S. 9–30.
- Meyer-Drawe, Käte (1984): *Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität*. München: Fink.
- Meyer-Drawe, Käte (1990): *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*. (2. Auflage 2001). München: Kirchheim.
- Meyer-Drawe, Käte (2004): Subjektivität. Individuelle und kollektive Formen kultureller Selbstverhältnisse und Selbstdeutungen. In: Jaeger, Friedrich; Liebsch, Burkhard (Hrsg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart/Weimar: Metzler. S. 304–315.
- Mignolo, Walter D. (2016): *Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität*. Wien: Turia + Kant.
- Nietzsche, Friedrich (1988): *Nachgelassene Fragmente* [1885-1887]. In: ders., *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg. von G. Colli & M. Montinari. München: DTV, Band 12.
- Nothdurft, Werner (2007): Art. Anerkennung. In: Straub, Jürgen; Weidemann, Arne; Weidemann, Doris (Hrsg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*. Stuttgart: Metzler. S. 110–122.
- Pico della Mirandola, Giovanni (1990): *Über die Würde des Menschen* [Oratio de hominis dignitate, 1486]. Übersetzt von Norbert Baumgarten und eingeleitet von August Buck. Hamburg: Meiner.

- Prenzel, Annedore (1993): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. Opladen: Leske + Budrich.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Subjekt*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2011): Habitus oder Subjektivierung? Subjektanalyse nach Bourdieu und Foucault. In: Šuber, Daniel; Schäfer, Hilmar; Prinz, Sophia (Hg.): *Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens*. Konstanz: UVK (Theorie und Methode), S. 41–61.
- Ricken, Norbert (1999): Subjektivität und Kontingenz. Markierungen im pädagogischen Diskurs. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ricken, Norbert (2004): Menschen: Zur Struktur anthropologischer Reflexionen als einer unverzichtbaren kulturwissenschaftlichen Dimension. In: Jaeger, Friedrich; Liebsch, Burkhard (Hrsg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Band 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart/Weimar: Metzler. S. 152–172.
- Ricken, Norbert (2006): Erziehung und Anerkennung. Anmerkungen zur Konstitution des pädagogischen Problems. In: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 82, H. 2, 215–230.
- Ricken, Norbert (2013): Zur Logik der Subjektivierung. Überlegungen an den Rändern eines Konzepts. In: Andreas Gelhard; Alkemeyer, Thomas; Ricken, Norbert (Hg.): *Techniken der Subjektivierung*. Paderborn: Fink, S. 29–47.
- Ricken, Norbert; Rose, Nadine; Kuhlmann, Nele; Otzen, Anne (2017): Die Sprachlichkeit der Anerkennung. Eine theoretische und methodologische Perspektive auf die Erforschung von 'Anerkennung'. In: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 93, H. 2, 193-235.
- Ricken, Norbert; Casale, Rita; Thompson, Christiane (Hg.) (2019): *Subjektivierung. Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Riedel, Christoph (1989): *Subjekt und Individuum. Zur Geschichte des philosophischen Ich-Begriffs*. Darmstadt.
- Röhr, Henning; Ricken, Norbert (2019): Art. Anerkennung. In: Zirfas, Jörg; Weiß, Gabriele (Hrsg.): *Handbuch Bildungs- und Erziehungsphilosophie*. Wiesbaden: Springer VS. 513-525.
- Rössler, Beate (2017): *Autonomie. Ein Versuch über das gelungene Leben*. Berlin: Suhrkamp.
- Treml, Alfred (1991): Über die beiden Grundverständnisse von Erziehung. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 27. Beiheft, S. 347–360.
- van Dülmen, Richard (1997): *Die Entdeckung des Individuums 1500-1800*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Viertbauer, Klaus; Hanke, Thomas (Hrsg.) (2017): *Subjektivität denken. Anerkennungstheorie und Bewusstseinsanalyse*. Hamburg: Meiner.
- Waldenfels, Bernhard (1987): *Ordnung im Zwielficht*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wiebering, Joachim (1976): Art. Kreatur, Kreatürlichkeit. In: Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried; Gabriel, Gottfried (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. S. 1205–1211.
- Zima, Peter V. (2017): *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*. 4. erweiterte Auflage. Tübingen: UTB.